

Andrea Bottlinger

# AETERNUM

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:  
www.knaur.de**



Originalausgabe April 2013  
Knaur Taschenbuch  
© 2013 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller  
Literary Agency GmbH, München.

Redaktion: Haus der Sprache / Momo Evers  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag, Ina Schulte-Uentrop  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-51179-4

2 4 5 3 1



## Prolog

N och fünfzehn Sekunden. Die Zentralstation der Alarmanlage lag offen vor Amanda, Drähte und Platinen ein wildes Durcheinander. Stumm zählte sie die Sekunden. Noch vierzehn, dann würde der Alarm losgehen, wenn sie nicht den richtigen Code eingab. Ihr Herz flatterte vor Aufregung, doch die beruhigende Präsenz ihres Bruders hinter ihr sorgte dafür, dass ihre Hände ruhig blieben.

»Ich kenn das Modell. Lampe höher.«

Roman folgte der Aufforderung. »Du zählst wieder mit, oder?«, flüsterte er dicht an ihrem Ohr. »Wie oft hab ich dir gesagt, du solltest nicht die Sekunden zählen? Das macht dich nur nervös. Entweder du schaffst es, oder du ...«

»Ruhe!«

Amanda biss sich auf die Unterlippe. Die Stromverbindung einfach zu kappen würde nur einen anderen Alarm auslösen. Aber sie konnte den Stromkreis umleiten. Sie hielt den Atem an, als sie ein Stück Draht zurechtbog, die Enden an die richtigen Stellen schob. Sofort streckte Roman die Hand über ihre Schulter aus und befestigte den Draht mit einem Stück Klebeband an Ort und Stelle. Sie waren ein erprobtes Team.

Zwei Sekunden. Eine. Null.

Amanda ließ die Hände sinken. Halb rechnete sie damit, dass eine Sirene losging, doch alles blieb ruhig. Erleichtert atmete sie aus. »Entweder war es ein stummer Alarm, oder es hat funktioniert.«

Roman lachte leise und zerzauste ihr das Haar. »Wird schon funktioniert haben. Du machst dir zu viele Sorgen.«

Amanda drehte sich um, legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf zu dem Gesicht ihres Bruders, das im Schatten lag. Er hatte die kleine Taschenlampe bereits wieder ausgeschaltet. »Roman, wir sind auf dem Weg hier rein an zwei Wachleuten vorbeigekommen. Vorne am Tor des Grundstücks sitzen noch mal zwei. Der Besitzer dieser Villa legt offensichtlich verdammt großen Wert auf seine Kunstschatze. Und da wunderst du dich, dass ich mir Sorgen mache?«

»Wenn sie uns erwischen, hab ich dich zu allem angestiftet. Du musst keine Angst haben, kleine Schwester. Ich pass auf dich auf. Und jetzt komm weiter.«

Er und sein Bedürfnis, sie zu beschützen ... Roman hatte nie begriffen, dass sie keine Angst davor hatte, hinter Gittern zu landen. Sie hatte Angst davor, von ihm getrennt zu werden. Seit ihre Mutter sich mit irgendeinem Kerl aus dem Staub gemacht hatte, war er alles, was ihr noch von ihrer Familie geblieben war.

Noch immer mit einem mulmigen Gefühl im Magen folgte Amanda seiner langen, schlaksigen Gestalt durch einen Eingangsbereich, in den problemlos ihre gesamte Wohnung hineingepasst hätte. Rechts von ihnen führte eine Treppe in den ersten Stock. In der Dunkelheit konnte Amanda ihre geschwungene Form nur erahnen. Roman schlich auf eine hohe Doppeltür am Ende der Eingangshalle zu.

Immerhin schien es im Haus keine Wachen zu geben. Nichts regte sich in den großen Räumen. Den Gärtner, die Putzfrau und den Koch hatten sie bei Anbruch der Nacht gehen sehen, und auch der Besitzer hatte seine Villa vor einer Viertelstunde verlassen. Hoffentlich verbrachte er den Abend in der Oper oder bei irgendeiner anderen zeitraubenden Aktivität.

Mit der Hand an der Klinke der Doppeltür blieb Roman stehen.

»Das müsste es sein, oder?«

Amanda nickte. »Es entspricht genau der Beschreibung. Dahinter sollte die Bibliothek liegen. Dann müssen wir nur noch diese Statue finden, die der Japaner haben will.«

Sie hatte nie verstanden, warum manche Kunstsammler die Dinge stehlen ließen, die sie nicht kaufen konnten. Was machte man mit einer Statue, die man nicht mal seinen Gästen zeigen konnte, weil sie einen sofort eines Verbrechens überführen würde? Aber reiche Leute waren nun mal seltsam. Und sie und ihr Bruder lebten gut davon. Sie hatte also keinen Grund, sich zu beschweren.

Langsam öffnete Roman die Tür. Amanda lauschte angespannt. Vielleicht saß ja doch ein Wachmann auf der anderen Seite? Aber dann schlüpfte Roman durch den offenen Spalt und winkte ihr, ihm zu folgen.

Der Strahl der Taschenlampe glitt dicht am Boden entlang, und Roman achtete darauf, nicht in Richtung der Fenster zu leuchten. Das Licht riss Regalreihen voller Bücher aus der Dunkelheit, einige davon in Leder gebunden. Doch es fing sich auch in Glas. Vitrinen, die alte Steintafeln enthielten, kleine Bronzestatuetten. Hier und dort blitzte Gold.

»Das ist ja das reinste Museum hier!« Amanda wechselte einen Blick mit ihrem Bruder. Das Grinsen auf seinem Gesicht war ansteckend, ihre Nervosität schwand. Sie hatten einen Schatz gefunden!

Romans Augen blitzten, als er ohne Zweifel überschlug, was für ein Vermögen in diesem Raum lagerte. »Wir hätten einen Lastwagen mitbringen sollen.«

Mit einem leisen Lachen knuffte sie ihn in die Rippen. »Nun komm mal wieder runter. Aber es spricht wohl nichts dagegen,

wenn wir abgesehen von der Statue auch noch andere Dinge mitnehmen, wenn sie besonders wertvoll aussehen.«

Aufgeregt wie zwei kleine Kinder an Weihnachten schwärmten sie aus. Amanda zog ihre eigene kleine Lampe aus der Tasche und leuchtete in die Vitrinen. Das Zeug darin sah wirklich alt aus, bronzezeitlich, falls die wenigen Kenntnisse, die sie beim Stehlen alter Kunstschatze erworben hatte, zu irgendwas taugten. Sie entdeckte kleine Tafeln, auf denen Männer mit langen Bärten auf ihre unglücklichen Feinde einschlugen oder zwischen Kornähren standen. Viele der Statuetten hielten eine Keule in der Hand und trugen etwas auf dem Kopf, das aussah wie eine verunglückte Zifelmütze. So in der Art hatte auch die Statue auf dem Foto ausgesehen, das der Japaner ihnen gezeigt hatte. Nur war sie aus Gold gewesen.

»Ich hab sie!« Romans leiser Ruf schreckte Amanda aus ihren Betrachtungen.

Sie eilte zu ihm hinüber. »Fass auf keinen Fall irgendwas an! Ich wette, die Vitrinen sind noch mal extra mit Alarmanlagen gesichert.«

Er grinste und salutierte nachlässig. »Jawohl, Frau Expertin!« In diesem Moment flog die Doppeltür auf. »Keine Bewegung!« Amanda erstarrte, für einen Augenblick setzte ihr Denken aus. Wie betäubt drehte sie sich zum Eingang der Bibliothek um. Sie hatte es geahnt, irgendwas war beim Lahmlegen der Alarmanlage schiefgelaufen. Es musste doch einen stummen Alarm gegeben haben. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Man hatte sie erwischt, und es war ihre Schuld.

Dann flammte das Deckenlicht auf, und sie blinzelte gegen die plötzliche Helligkeit. Schließlich klärte sich ihr Blick, und sie starrte in die Mündungen mehrerer Sturmgewehre. Keine Pistolen. Gewehre. Und die Leute dahinter sahen auch nicht aus

wie Polizisten. Sie trugen militärisch anmutende Uniformen, und ihre Mienen waren grimmig, als warteten sie nur darauf, dass Amanda oder ihr Bruder eine falsche Bewegung machten. Unwillkürlich tastete sie an einer der Vitrinen nach Halt und schluckte schwer gegen die aufsteigende Übelkeit. Waren sie, ohne es zu wissen, in das Haus eines Mafiabosses eingestiegen? Amanda warf ihrem Bruder einen Blick zu. Vielleicht hatte er einen Plan, wie sie aus dieser Situation wieder herauskamen. Doch auch in seinen Augen stand die Angst.

»Mitkommen!«

Mit vorgehaltenen Gewehren führten die Männer sie in die Eingangshalle, trieben sie unter die geschwungene Treppe. Dort öffnete sich eine Tür auf Betonstufen, die so gar nicht zum protzigen Rest des Hauses passte. Je tiefer sie stiegen, desto kühler wurde es. Die Luft war feucht, und es roch muffig.

Amandas Knie zitterten bei jedem Schritt stärker. Sie stolperte, und Roman packte sie am Arm, stützte sie. »Wenn sich die Gelegenheit ergibt, lauf«, raunte er. »Egal ob ich hinter dir bin oder nicht.«

»Könntest du bitte nicht so klingen, als wären wir in einem Film und du kurz davor, einen heldenhaften Tod zu sterben?« Auch ihre Stimme zitterte. Allein bei dem Gedanken, zu fliehen und ihren Bruder zurückzulassen, wurde ihr schon wieder übel.

»Nicht quatschen. Weitergehen!« Ein Gewehrlauf traf sie im Rücken, stieß sie weiter, einen kurzen Gang hinunter und in einen kahlen Raum. Eine nackte Glühbirne beleuchtete schmucklose Betonwände. Und waren das alte Blutflecken auf dem Boden? Nein. Das durfte einfach nicht sein. Es waren nur Wasserflecken oder Farbreste oder irgendetwas anderes, das unter keinen Umständen mit Blut zu tun hatte. Ganz sicher.

Roman schob sich vor sie, während sie immer weiter in den

Raum zurückwichen. Zum ersten Mal war Amanda froh über seinen Beschützerinstinkt, auch wenn sie wusste, dass er ihr nicht mehr als die Illusion von Sicherheit geben konnte. Dieser Raum besaß nicht mal Fenster. Sie saßen in der Falle.

»Durchsucht sie nach Tattoos.«

Tattoos? Was hatte das denn zu bedeuten? Die Mitglieder der japanischen Mafia trugen Tattoos, aber dass sie keine Japaner waren, lag doch auf der Hand. In was für einen Alptraum waren sie da bloß hineingeraten?

Während zwei der Männer Roman packten und von Amanda fortzerrten, näherte sich ihr der Kerl, der die ganze Zeit die Befehle gegeben hatte. Das Gewehr hing an einem Gurt über seiner Schulter, und als sich seine Lippen zu einem Lächeln verzerrten, vollführten die unzähligen kleinen Narben in seinem Gesicht einen abstoßenden Tanz.

Instinktiv wich sie zurück, doch der Mann packte sie fest am Oberarm und schob mit geübter Bewegung die Ärmel ihres Sweatshirts hoch. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen fand er nicht, was er suchte. Grob griff er nach ihrem Kinn, drehte ihr Gesicht von einer Seite zur anderen, strich ihr Haar beiseite und begutachtete ihren Nacken. Sie zuckte unter jeder seiner Berührungen zusammen, wagte aber nicht, sich zu wehren. Wenn diese Kerle nicht fanden, was sie suchten, ließen sie sie ja vielleicht gehen oder übergaben sie zumindest nur der Polizei. Mit einem Mal erschienen ihr ein paar Jahre Gefängnis wie eine wunderbare Aussicht. Sicher saß man für Einbruch nicht mal sonderlich lang.

Unvermittelt griff der Typ mit dem Narbengesicht nach dem Saum ihres Sweatshirts und zog ihn mit einem Ruck nach oben. Amanda erstarrte. Kühl strich die feuchte Kellerluft über ihre nackte Haut, wie von fern hörte sie einen der Bewaffneten pfei-

fen. »Zieh sie am besten ganz aus. Um sicherzugehen. Du weißt schon.«

Der anzügliche Tonfall zerriss den Schleier der Angst, der sie umging. So leicht würde sie sich nicht einschüchtern lassen. Zornig hob sie den Blick und fixierte einen der Männer, der sie breit grinsend musterte. Liebend gern hätte sie dem Arschloch das Knie zwischen die Beine gerammt. Nur die unzähligen Waffen, die auf sie gerichtet waren, hielten sie davon ab.

Schließlich war es Roman, der handelte. »Finger weg von meiner Schwester!«

Sie hörte einen dumpfen Aufprall, dann ersticktes Ächzen. Ihr Bruder hatte einem seiner Bewacher den Ellbogen in den Magen gerammt. Dem zweiten trat er gegen das Knie und erntete einen schmerzgefüllten Schrei.

»Roman, nicht!« Er würde erschossen werden, gleich würden Schüsse durch den kahlen Kellerraum hallen! Verzweifelt wand sich Amanda im Griff des Narbenmannes. Sie musste Roman zu Hilfe zu kommen. Irgendwie.

Wenige Sekunden später sauste ein Gewehrkolben auf Romans Hinterkopf nieder. Wie eine Marionette mit durchgeschnittenen Fäden fiel er zu Boden.

Narbengesicht sagte irgendetwas, doch Amanda konnte nur die reglose Gestalt ihres Bruders anstarren. Hatte der Schlag ihn getötet? Atmete er noch? Da! Seine Brust hob sich, senkte sich und hob sich wieder. Er lebte!

»Was ist hier los?« Die Stimme peitschte mit absoluter Befehlsgewalt durch den Raum. Amanda zuckte zusammen und spürte zugleich, wie sich das Narbengesicht hinter ihr versteifte – ganz so, als hätte er Angst. Im Türrahmen stand ein Mann in Abendgarderobe. In dem Aufzug hätte er gut in ein Casino gepasst, in diesem Keller dagegen wirkte er deplaziert. Er trug das Haar

lang, aber zurückgebunden, und zwischen seinen Brauen stand eine steile Falte.

»Nur zwei Einbrecher«, erwiderte Narbengesicht zackig. Es fehlte lediglich das »Sir« am Ende. »Sie hatten es auf die Sachen in der Bibliothek abgesehen. Wir haben keine Tattoos gefunden, sie scheinen keinem Dämon zu dienen.«

Dämon? War das ein Codewort für irgendwas? Noch ehe Amanda länger darüber nachdenken konnte, winkte der Mann im Anzug – vermutlich der Hausherr – gelangweilt ab.

»Ich ahne, wer sie geschickt hat. Dieser Japaner hat mir ziemlich penetrante Kaufangebote für die Goldstatuette gemacht.« Nachdenklich strich er sich über das Kinn. »Ich habe keine Lust, mich in ein paar Wochen mit einem neuen Einbruchversuch herumzuschlagen. Erschießt sie. Und lasst ihn wissen, dass sie tot sind. Das sollte als Warnung ausreichen.«

Amanda wurde kalt. Wie beiläufig dieser Mann über ihren Tod entschied. Als wären sie und Roman nichts weiter als lästige Fliegen. Irgendwie musste sie ihn umstimmen, ihn davon überzeugen, dass sie ihm lebend mehr nützten als tot. Doch ihre Kehle war trocken, und sie brachte kein Wort heraus. Sie räusperte sich. »Sie müssen das nicht tun.« Ihre Stimme klang fremd in ihren Ohren. »Wir können unseren Auftraggeber davon überzeugen, dass er Sie in Ruhe lässt. Wir sagen auch allen unseren Kollegen, dass Ihr Haus tabu ist. Kein Problem. Wir ...«

Ohne auf ihre Worte zu achten, stieß Narbengesicht sie auf ihren noch immer reglos am Boden liegenden Bruder zu. Amanda taumelte, stolperte und fing sich schließlich an der Wand ab. Die beiden Wachmänner, gegen die Roman gekämpft hatte, zogen sich zurück, und kurz darauf sah sie sich einem Wald von Gewehrläufen gegenüber.

Jedes Gefühl wich aus ihrem Körper. Dies war ihr Erschießungs-

kommando. Die Erkenntnis, dass sie tatsächlich sterben würde, lähmte sie. Ob es weh tat, wenn man von Kugeln durchsiebt wurde?

Es war Narbengesicht selbst, der schließlich seine Waffe hob und auf Roman anlegte. Sein kaltes Lächeln ließ die weißen und roten Linien in seinem Gesicht tanzen. Da war kein Bedauern in seinem Gesicht, kein Zögern, kein Mitleid. Gleich würde er abdrücken. Ohne mit der Wimper zu zucken.

Instinktiv trat Amanda vor und schob sich zwischen die Mündungen der Waffen und die reglose Gestalt ihres Bruders. Verzweifelt suchte sie den Blick des Hausherrn. »Bitte, es gibt sicher irgendetwas, das wir für Sie tun können ...«

Doch der Mann im Smoking winkte ab, als verscheuche er ein lästiges Insekt. »Einbrecher gibt es wie Sand am Meer. Ich habe mehr als genug in meinen Diensten.« Dann wandte er sich an Narbengesicht. »Also, Daniel ... Ich habe nicht den ganzen Abend Zeit.«

Es war vorbei. Amanda schloss die Augen, suchte fieberhaft nach einem Ausweg und fand ihn nicht. Dann kam der Zorn, vermischte sich mit Verzweiflung und Furcht zu einem Strudel, der jeden anderen Gedanken hinwegfegte. Sie wollte aufgeben, einfach mit ihrem Leben abschließen, nun, da es ohnehin keine Hoffnung mehr gab. Aber sie konnte nicht. Vor allem konnte sie nicht zulassen, dass Roman starb.

Der Strudel der Gefühle formte sich in ihrem Inneren zu einem glühenden Ball, wuchs mit jedem Atemzug und gewann an Heiligkeit und Kraft. Mit plötzlicher Klarheit hörte sie die leisen Geräusche, mit denen die Männer die Abzüge ihrer Gewehre zurückzogen. Ihr ganzer Körper spannte sich in Erwartung der einschlagenden Kugeln.

Dann brach sich das Glühen in ihrem Inneren Bahn, fuhr aus ihr

heraus und schleuderte den Wachleuten ihre hilflose Wut entgegen.

Ein Schrei, dann ein zweiter, eine Kakophonie aus Schreien. Mit schmerzerfüllten Gesichtern ließen die Männer ihre Gewehre fallen. Amanda ahnte, dass sie es war, die den Männern Schmerzen zufügte, doch sie verstand es nicht. Wo kam diese Kraft her?

Entsetzt starrten die Wachleute auf ihre verbrannten Handflächen. Gewehrläufe verbogen sich, als wären sie aus Gummi. Plastik bildete schimmernde Lachen auf dem Boden, und ein stechender Gestank stieg Amanda in die Nase. Sie lächelte grimmig. Niemand würde Roman mit diesen Waffen noch etwas antun.

Doch so schnell, wie die Kraft gekommen war, verschwand sie auch wieder. Ihre Knie gaben nach, und sie fiel neben ihrem Bruder auf den Boden.

Eine Weile lauschte sie einfach nur ihren eigenen Atemzügen und wartete darauf, dass das Pochen in ihrem Schädel nachließ. Was hatte sie gerade getan? Wie hatte sie es getan? Und vor allem: Konnte sie es wieder tun? Sie horchte in sich hinein, doch das Gefühl der Macht, das sie so unvermittelt erfüllt hatte, war verschwunden.

Erst als sich Schritte näherten, sah sie auf.

Der Hausherr blickte auf sie hinab. Die Gleichgültigkeit in seinem Blick war Interesse gewichen. »Ich korrigiere mich. Es gibt doch etwas, das du für mich tun kannst.« Ein Lächeln umspielte seine Züge wie das Zähnefletschen eines hungrigen Raubtiers. »Mein Name ist Balthasar, und von nun an gehörst du mir.«



# 1

**S**taub tanzte im Licht von Juls Taschenlampe. Es riss einen schmalen Streifen des schotterbedeckten Gleisbetts aus der Dunkelheit des U-Bahn-Tunnels, glitt über rostige Schienen, Schutt, eine alte Cola-Dose ...

Wo war das Biest? Jul lauschte angestrengt, versenkte sich ganz in den Augenblick, bis es nichts anderes mehr gab. Für einen Moment war es wie früher, nichts als angespannte Konzentration und die Sicherheit, das Richtige zu tun.

Da! Blitzende Zähne, Krallen und dreckig-gelbe Schuppen. Fauchend stieß sich der Dämon ab, flog auf ihn zu. Kalt floss das blaue Feuer durch Juls Körper, tanzte über den Lauf der Pistole. Der Schuss knallte. Die Kugel zog eine blaue Flammenspur durch die Dunkelheit, schlug in den Leib des Dämons. Jul roch versengtes Fleisch, als das Wesen dicht vor seinen Füßen auf den schuttübersäten Boden klatschte. Noch einmal zuckte der lange Schwanz mit der sichelförmigen Klinge. Dann blieb das Biest reglos liegen. Ein rattengroßer Haufen Schuppen mit einem tiefen Brandloch im Kopf.

Instinktiv sah sich Jul nach den anderen Mitgliedern der Schar um, wollte den Tod eines weiteren Dämons melden.

Im nächsten Augenblick hielt er inne. Die Ruhe der Jagd wich schmerzhafter Leere. Keiner der anderen begleitete ihn mehr auf seinen Streifzügen. Er war allein.

»Gute Arbeit.« Die Stimme erklang so dicht hinter ihm, dass Jul herumfuhr. Seine Rückenmuskulatur zuckte, als er automatisch

versuchte, die Schwingen auszubreiten. Doch da war nichts mehr, das er hätte ausbreiten können. Er biss die Zähne zusammen. War es nicht schlimm genug, dass sie fort waren? Mussten seine eigenen Reflexe ihn immer wieder daran erinnern?

Mühsam schob er das Gefühl des Verlusts beiseite und wandte sich seinem Auftraggeber zu. Ein seltsamer Mensch, dieser Mann vom Senat. Stieg im Anzug mit Bügelfalte in die Berliner Unterwelt hinab, um zuzusehen, wie jemand Ungeziefer tötete. Der Senator blinzelte gegen das Licht der Taschenlampe und setzte ein geschäftsmännisches Lächeln auf. »Ich denke, hiermit können Sie sich als Angestellter der Stadt betrachten. Sorgen Sie dafür, dass diese Plage unter Kontrolle bleibt. Und vor allem, schweigen Sie darüber. Wir würden es sehr begrüßen, wenn Berichte über Monster in der Berliner Unterwelt weiterhin nur in den Schundblättern stünden.«

Jul nickte, ohne das Lächeln zu erwidern. Er brauchte Geld, wenn er sich nicht weiterhin von Karin durchfüttern lassen wollte. Aber er mochte den Mann nicht. Er war zwar ohne Zweifel ein Mensch, aber er stank nach Dämon – nach den großen, die es nicht nötig hatten, sich im Schutt zu verstecken.

Sein Auftraggeber ließ sich nicht beirren. »Aber ich wollte mich auch aus privaten Gründen von Ihrer Effizienz überzeugen.« In einer routinierten Bewegung zog er eine Visitenkarte aus der Innentasche seines Jacketts. »Sie wissen ja, offizielle Stellen zahlen nie so gut. Was halten Sie davon, nebenher auch noch für jemand anderen zu arbeiten?«

»Wenig.« Jul beäugte das Kärtchen skeptisch, machte keine Anstalten, danach zu greifen. Für die Stadt Ungeziefer zu beseitigen, das war eine Sache, aber er hatte keine Lust, an die falsche Sorte Auftraggeber zu geraten. »Ich bin ...«

Jul sah die Bewegung nur aus dem Augenwinkel. Sofort über-

nahmen seine Reflexe die Kontrolle. Mit einer Warnung auf den Lippen sprang er zurück – und erstarrte. Der Schotter unter dem Dämon flimmerte, schlug Wellen, als wollten die Steine schmelzen.

»Was ...?«

Erneut ging ein Zucken durch den schuppigen Kadaver. Jul zielte, schoss. Im selben Moment zischte der Schwanz des Wesens durch die Luft. Der Senator schrie, während sich eine weitere von blauen Flammen umhüllte Kugel in den Kopf des Dämons grub.

Als Jul sich umwandte, glänzte Blut im Schein der Taschenlampe, sickerte in den dunklen Stoff der teuren Hose. Der Senator kniete am Boden, starrte fassungslos auf das sichelförmige Ende des Dämonenschwanzes hinab, das in seinem Oberschenkel steckte.

Wie hatte das passieren können? Der Dämon war tot gewesen! Das blaue Feuer brannte bei seinesgleichen Wunden, die keine Macht der Welt heilen konnte. Doch nun prangte nur *ein* Loch im Schädel des Wesens. Jenes, das Jul soeben erst geschossen hatte. Als hätte es die erste tödliche Verletzung nie gegeben.

Aber er hatte den Dämon beim ersten Mal getroffen! Er hatte ihn getötet, dessen war er sich hundertprozentig sicher. Juls Blick huschte zu der Stelle, an der er das Flimmern gesehen hatte, aber da war nun nichts als normaler Schotter.

Hinter ihm wimmerte der Senator leise. Jul schüttelte irritiert den Kopf, schob die Pistole in das Halfter unter seiner Jeansjacke zurück und ging neben dem Menschen in die Hocke. Die Taschenlampe rammte er mit dem hinteren Ende in den Schotteruntergrund, so dass ihr Lichtkegel an die Decke strahlte.

»Stillhalten.« Er packte die knöcherne Sichel mit Daumen und Zeigefinger und zog. Der Mann wandte den Blick ab, sog scharf

die Luft zwischen den Zähnen ein. Juls Bewegungen wurden behutsamer, vorsichtiger, während er das scharfkantige Knochenstück aus dem Fleisch des Senators entfernte. Mitleid, fuhr es ihm durch den Kopf. Er hatte nicht gewusst, dass man Mitleid auch mit Wesen empfinden konnte, die man nicht mochte. Aber er begann auch gerade erst, all diese Konzepte zu verstehen. Seit er Karin kannte, ging es leichter. Aber es war noch immer schwer. Trotz der Jahre ohne seine Schwingen.

Mit leisem Klappern fiel das Schwanzende des Dämons zu Boden. Jul legte zwei Finger neben die Wunde und konzentrierte sich. Ein blauer Schein flackerte auf, spülte warm durch seine Finger. Doch dann runzelte Jul die Stirn, und das Schimmern erlosch. Irgendetwas stimmte nicht. Verärgert schnalzte er mit der Zunge.

»Ich kann dich nicht heilen. Deine Seele gehört nicht mehr dir.« Misstrauisch musterte er den Senator, der nun, da der erste Schock vorüber war, erstaunlich gefasst wirkte. Nur eine Andeutung von Schmerz zeichnete sich auf seinen Zügen ab. Diesem Mann war Gewalt nicht fremd ...

Mit schnellem Griff packte Jul den linken Arm des Senators und schob den Ärmel von Jackett und Hemd ein Stück hoch. Dort prangte blutrot eine Tätowierung, der Leib einer Schlange, deren Kopf auf der Innenseite des Handgelenkes ruhte. Sie wirkte grob, als wäre sie ohne Talent und mit einfachsten Mitteln gestochen worden. Umso mehr ein Beweis, dass sie echt war. Jul seufzte. Er hatte sich also nicht geirrt.

Warum nur ließen sich die Menschen immer wieder so leicht von Dämonen verführen? Merkten sie nicht, dass sie bei einem solchen Handel stets mehr verloren als gewannen? Sie ...

Ein Zittern lief durch den Beton unter ihm. Jul erstarrte. Der Senator sah sich erschrocken um.

Das Zittern wurde stärker, rollte als dumpfes Grollen durch den alten U-Bahn-Schacht. Kleine Steine und Sand lösten sich aus der Decke und rieselten auf Jul herab. Er fuhr herum, griff nach der Taschenlampe und leuchtete die Decke ab. Feine Risse zogen sich durch das Gestein. Plötzlich war sich Jul der vielen Tonnen Beton deutlich bewusst, die zwischen ihm und dem freien Himmel lagen. Mit spürbarem Gewicht drückten sie auf seine Brust.

Sein Atem ging schneller. Noch hielt die Decke. Aber für wie lange?

Jul verlor den Halt auf dem schlingernden Boden und fiel neben dem Senator in die Hocke. Einem Impuls folgend legte er sich den Arm des Mannes um die Schultern, während seine andere Hand weiterhin die Lampe umfasst hielt. Der Senator klammerte sich an ihn wie an einen Rettungsanker.

Stolpernd und humpelnd hasteten sie die alten Gleise entlang, den fernen Lichtern des Bahnhofs Klosterstraße entgegen. Das Beben wurde zusehends stärker, das Rumpeln und Knirschen lauter. Als sie sich dem Bahnhof näherten, empfingen sie panische Schreie und das Weinen von Kindern. Irgendetwas fiel mit einem lauten Knall zu Boden und zerbrach. Die Lichter am Ende des Tunnels flackerten, und mit einem Mal war der Strahl der Taschenlampe der hellste Punkt in der unterirdischen Dunkelheit.

Jul zwang sich, gleichmäßig zu atmen, konzentrierte sich auf jeden Schritt. Der Impuls, zu rennen, den Senator zurückzulassen, der sich schwer auf seine Schultern stützte, wurde beinahe übermächtig. Er würde den Tod des Mannes nicht bedauern. Dennoch beharrte etwas in Jul darauf, an seiner Seite zu bleiben. War das schon wieder Mitleid?

Als er den ersten Fuß auf den Bahnsteig setzte, beruhigte sich

die Erde. Langsam verebbten auch die Schreie. Was blieb, waren leises Weinen, Schluchzen und unsichere Rufe.

»Was war das? Was ist passiert?«

»Hat jemand Licht?«

»Wir sind doch nicht eingeschlossen, oder? Es ist nichts eingestürzt?«

Hier und dort leuchtete das fahle Licht eines Handydisplays auf, und schattenhafte Gestalten schlurften vom Schock betäubt über die Bahnsteige in Richtung Ausgang.

Jul zuckte zusammen, als ihn eine Hand am Arm berührte. Er fuhr herum und brachte dabei beinahe den Senator aus dem Gleichgewicht. Eine alte Frau blinzelte in das Licht seiner Taschenlampe, das graue Haar zerzaust, die Augen voller Furcht. Jul hielt inne. Es fiel ihm schwer, sich ihrem Blick zu entziehen.

»Junger Mann ...« Ihre Stimme zitterte. Doch noch ehe sie mehr sagen konnte, schob der Senator sie ungeduldig beiseite. »Nun gehen Sie schon weiter.«

Überrascht wandte sich Jul zu dem Mann um. Er war ein Mensch. Musste die Not der Frau nicht in ihm dieselben Gefühle wecken wie in Jul? Doch falls der Senator Mitleid empfand, war er offensichtlich gut darin, es zu ignorieren. Dämonendiener. Kaum besser als ihre Herren.

Jul ignorierte das Drängen des Senators. »Kommen Sie mit. Hier entlang.« Er versuchte ein aufmunterndes Lächeln, und die alte Frau erwiderte es zittrig. Die Geste schuf eine flüchtige Verbindung zwischen ihnen, eine seltsame Art der Zugehörigkeit. In diesem Augenblick teilten sie dieselben Ängste.

Der Senator schnaubte, schwieg aber.

Sie folgten dem Strom der Flüchtenden die Treppe hinauf und fanden sich schließlich inmitten einer Gruppe staubiger, verängstigter Menschen zwischen den alten Sandsteinhäusern der

Klosterstraße wieder. Überall waren Menschen auf den Gehsteigen, liefen suchend umher, starrten ins Leere oder unterhielten sich aufgeregt.

»... Erdbeben ... hier ...«

»Wie konnte ...?«

»Keine Ahnung ...«

In der Ferne heulten Sirenen.

Jul hob den Blick gen Himmel und atmete erleichtert auf, genoss die Weite über ihm. Langsam löste sich die Anspannung der letzten Minuten.

»Der Fernsehturm!« Der Ruf fuhr wie eine Woge in die Menge, und die Köpfe der Menschen wandten sich in einer stummen Choreographie gen Norden. Dort ragte die Spitze des Turms über den Dächern Berlins auf, die silberne Kugel mit dem Restaurant darin glänzte in der Sonne.

Im ersten Moment wusste Jul nicht, was ihn an dem sonst so vertrauten Anblick des Turms irritierte, doch dann verstand er.

Der Fernsehturm stand schief.

»O mein Gott.« Die alte Frau schlug die Hand vor den Mund.

»Zum Glück ist er nicht umgefallen. Stellen Sie sich nur vor, was hätte passieren können!«

Jul nickte, aber die Furcht der Frau teilte er diesmal nicht. Er hatte bereits zu viele Bauwerke fallen sehen. Er betrachtete die alte Dame, ihre weit aufgerissenen Augen. Nun war sie wieder nichts als eine Fremde. Die durch die gemeinsam erlebte Gefahr geschaffene Verbindung riss.

»Bringen Sie mich zu meinem Wagen.« Die Stimme des Senators riss ihn aus seinen Gedanken. Der Mann zeigte auf eine Limousine, die nicht weit entfernt im Halteverbot stand. Auch der Chauffeur starrte gebannt auf den schiefen Turm, riss sich aber

zusammen, als er den Senator kommen sah. Schnell sprang er heraus und öffnete die Beifahrertür.

Ächzend ließ sich der Senator in die Polster sinken. Mit schmerzverzerrtem Gesicht zog er das verletzte Bein ins Auto. Als er sich Jul noch einmal zuwandte, wirkte sein sonst so glattes Lächeln verzerrt. »Vermutlich werden die Auswirkungen des Bebens mich eine Zeitlang in Anspruch nehmen. Aber Sie hören von mir. Denken Sie bis dahin über mein Angebot nach.«

Ärger stieg in Jul auf. War das das Einzige, woran der Mann in diesem Moment dachte? Entschieden schüttelte er den Kopf. »Darüber muss ich nicht nachdenken. Sag deinem Meister, dass ich keine Aufträge von Dämonen annehme. Ich bin kein Söldner, und ich lasse mich nicht in ihre Machtkämpfe hineinziehen.«

Es war eine Sache, in Kellern, U-Bahn-Schächten und der Kanalisation mit den Wesen aufzuräumen, die sonst vielleicht unschuldige Menschen anfallen würden. Es war eine ganz andere, in einen der Kämpfe zwischen höheren Dämonen verwickelt zu werden. Jene Kämpfe, die im Verborgenen geführt wurden, damit die Menschen nichts davon mitbekamen.

Der Senator lächelte dünn. »Zu schade.«

Mit diesen Worten schlug er Jul die Autotür vor der Nase zu.